

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 203.

Mittwoch, 1. September.

1915.

(4. Fortsetzung.)

Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Hanhuth.

„Sag' mal, Friedel, was redete Erzellenz Rinacher eigentlich von einem Zwist, den du mit Hans gehabt?“ forschte Gräfin Sorbagen und sah ihrer Tochter aufmerksam in das aufgeraute Antlitz.

„Das weiß ich nicht, Mama, und ich begreife auch gar nicht, wie Hans dazu kommt, der bekannten Klatschbäse derartiges zu sagen.“

„Friedel, du sprichst von einer Freundin unseres Hauses“, glaubte die Gräfin sie unterbrechen zu müssen. „Freundin!“ lächelte bitter das junge Mädchen.

„Jedenfalls ist Erzellenz Rinacher selig, wenn sie ihre Nebenmenschen kränken und quälen kann, und heute ist sie nur gekommen, um uns mitzuteilen, daß Hans gestern allein im Theater war und sich für Magda Bergen interessiert. Das letztere ist natürlich direkt lächerlich, einfach lächerlich! — Gewiß, ich hatte gestern vormittag mit Hans einen kleinen Streit, wenn die Sache das Wort „Streit“ überhaupt verdient. Wir debattierten über fleidhame und unfleidhame Farben, und da wir uns über unseren verschiedenen Geschmack nicht zu einigen vermochten, ging Hans etwas verstimmt fort; das ist alles. Das braucht er der „Freundin unseres Hauses“ — sie betonte diese Worte — „doch nicht auf die Nase zu binden“, schloß sie.

Wenn es sich um weiter nichts handelt“, die Gräfin atmete auf, innerlich mußte sie über ihr Mädel lächeln. Für Friedel sich nun darüber erregen konnte, daß Hans von dieser Meinungsverschiedenheit gesprochen, das war doch nebensächlich; dagegen tat sie das Wichtigere, die Verdächtigung, die Erzellenz Rinacher — sehr vorsichtig allerdings — bezüglich Budenbach und der schönen Schauspielerin ausgesprochen, mit einem lächerlich, einfach lächerlich ab. Zur Eifersucht schien Friedel keine Anlage zu haben.

Doch würde Gräfin Sorbagen ihre Meinung über ihre Tochter sehr geändert haben, hätte sie sie wenige Minuten später in Friedels Mädchenstübchen sehen können. Vor der großen Photographie, die auf dem Tische stand, lag Friedels schmale Gestalt auf den Knien, und aus den braunen Augen tropften dicke schwere Tränen, während sie leise und inbrünstig flüsterte: „Hans, mein Hans, behalt mich lieb, sonst muß ich sterben!“ Und immer wiederholte sie ernst und überzeugt dasselbe mit ihrer jungen zitternden Stimme.

Das Fenster stand offen, und die schneeigen, dicht zusammengezogenen Tüllgardinen blähten sich leicht. Ein dumpfes Rollen in der Ferne schreckte Friedel endlich auf, ein Gewitter war im Anzuge. Sie zog die Gardine zurück und schloß die Fenster, doch mußte sie sich gleich geblendet abwenden. Aus dem gelblich grauen Himmelsvorhang züngelte in schnellen Windungen Bliz auf Bliz hernieder. Von den Taunusbergen her zog das Wetter, grollend kam der Donner näher und näher, schneller folgte ein Schlag dem anderen und der Himmel schien nun ein gewaltiges Flammenmeer. Endlich fielen die ersten Tropfen, und dann strömte der Regen wie ein Wolkenbruch her-

nieder. Das erste Gewitter in diesem Jahre, dachte Friedel, und sie fand etwas Verwandtes in dem wilden Aufruhr der Elemente da draußen und dem wilden Aufruhr in ihrem Innern. Und da das Wetter stiller ward, kam auch ihr allmählich Ruhe und Gleichmaß zurück.

Durch Kleinlichen Angewohn, den das Geschwätz der Erzellenz in ihr atsch, wollte sie sich ihre sonnige kraftvolle Liebe nicht wankend machen lassen, und einer Idee folgend, die ihr plötzlich gekommen, begann sie in ihrem Kleiderschrank herumzuframen; dabei zeigte ihr Gesicht einen so ernsten, sinnenden Ausdruck, als gelte es, eine sehr wichtige Lebensfrage zu lösen.

Ihre schlanken Finger wühlten zwischen den Kleidern und zogen endlich ein weißes, reichgesticktes Tuchkleid daraus hervor. Das hatte ihr die Mutter leythin zum Geburtstag geschenkt und sie hatte es noch niemals getragen.

Vorsichtig legte Friedel das zarte Gewand über die Chaiselongue, und nachdem sie mit Hilfe von kaltem Wasser die letzten Tränenspurten beseitigt hatte, frisierte sie ihr Haar loser und lockerer wie gewöhnlich. Das stand ihr besser; die reiche Fülle des blonden von Natur leicht gewellten Haars legte sich weich um ihr Gesicht und nahm ihm das allzu Herbe, Kitzle. Mit den Fingern strich zupfte Friedel die schimmernden Fäden immer noch ein wenig tiefer in die Stirn. Fast feierlich warf sie dann das Kleid über und betrachtete sich lange und eingehend in dem Spiegel, der ihr Bild getreulich zurückwarf. Schlank und prall schmiegte sich der weiche Stoff um ihren Körper, und ihre Gestalt verlor in der Umhüllung der grellen weißen Farbe die jugendliche Edigkeit und wirkte runder, ausgeglichener. Wie sich Friedel so ansah, lange und aufmerksam, erstand in ihren braunen Augen ein goldenes Leuchten, goldene selige Zukunftsträume erwachten in ihren Augen und glänzten auf. Und Friedel Sorbagen war in diesem Augenblick wunderschön; gut hätte sie neben Magda Bergen bestehen können. Aber an Magda Bergen dachte die Komtesse jetzt nicht, sie dachte nur daran, wie gut ihr das weiße, geschmackvoll verzierte Kleid stand, das weiße Kleid. Hans mochte ja gern Weiß an ihr, das hatte er selbst gesagt. Sie lächelte, ein Viedchen summend, vergnügt vor sich hin, wie ein Mensch, der eine freudige Überraschung vorbereitet. Aus ihrem Schmuckkästchen wählte sie noch die einreihige Perlenkette, die sich in ihrem matten Glanz kaum von dem weißen Stoff abhob. Dann ging sie hinunter, denn eben riefen drei Gongschläge zu Tisch, und Hans, der nie unpünktlich war, würde wohl schon bei Mutter sein. Er sah ja heute hier. Als Friedel ins Zimmer trat, erhob sich Graf Budenbach von seinem Stuhl, auf dem er neben seiner Tante gesessen, und starrte verblüfft seine Braut an; Gräfin Sorbagen aber lächelte: „Was ist denn heute los, Friedel, daß du dein neuestes und elegantestes Kleid zum einfachen Mittagsmahl im engsten Familienkreis anziehst?“

„Ist's nicht richtiger, man zeigt sich in seinen hübschen Sachen zuerst den Menschen, die einem nahe stehen, anstatt sie erst in Gesellschaft vorzuführen?“ fragte Friedel zurück, mit einem koketten Blick Hans ansehend.

„Sehr richtig, Cousinchen, — o — entschuldige, das Wort fuhr mir so heraus; Bräutchen wollte ich sagen“, verbesserte er sich.

Aus Friedels Zügen schwand der frohe Ausdruck und ruhig sagte sie: „Weshalb entschuldigst du etwas Selbstverständliches. Ich war so lange deine Cousine, daß es mir begreiflich erscheinen will, wenn du mich ab und zu so nennst.“ Der junge Offizier hörte nur die Worte, doch der wehe Ausdruck dieser Worte glitt an seinem Ohr vorüber. Vielleicht trug auch der Eintritt des Obersten die Schuld, der seine Aufmerksamkeit ablenkte. Der Oberst bot nach kurzem Gruß seiner Frau den Arm und meinte scherzend: „Wir wollen im Galopp ins Speisezimmer, denn ich verspüre einen Varenhunger.“ Vor den regelmäßigen Mahlzeiten verkündete Oberst Sorbagen gewöhnlich, er verspüre einen „Varenhunger“.

„Das Donnerwetter vorhin war gar nicht so ohne“, sagte der Oberst und aß bedächtig und mit Genuß seine Suppe.

„Veinache hätte ich noch etwas von dem Nassauer abbekommen; ich befand mich auf dem Wege zu euch, als sich die himmlischen Schleusen öffneten, 'ne Viertelstunde fast mußte ich unter einem Lortvog Unterschlupf suchen“, erzählte Hans, „es war heute vormittag aber auch schon eine richtige Hochsommernglut, hoffentlich gibt es Sonntag schönes Rennwetter“, fügte er hinzu.

Nach dem Essen ging der Oberst in sein Zimmer „um zu arbeiten“, wie er sagte, — „um ein Nickerchen zu machen“, wie Eingeweihte behaupteten, und auch die Gräfin zog sich zurück. Wahrhaftig, bei Hans und Friedel brauchte sie nicht ständig hinterher zu sein, wie sie es bisher als gute Mutter um der Schicklichkeit willen gewesen. Die beiden Kameraden, denn etwas anderes waren sie nicht, das sah Gräfin Sorbagen ein, würden sich allein genau so benehmen, wie unter ihren wachenden Augen. Wenn sie eigentlich nur wußte, warum die beiden sich verlobt hatten; ihr Mann hatte ihr doch erzählt, daß er die zwei beim Kusse überraschte. Nein, von richtiger Liebe wußte ihr blondes Töchterchen nichts; aber schließlich, was schadete das? Wenn sie den Hans nur gern hatte. Die zwei bildeten entschieden ein gutaussehendes, vornehmes Paar. — Wo auch die Gräfin verschwand in ihrem Gemach, war ohne Vorwand, aber auch von ihr wußten Eingeweihte, sie machte nach Tisch gern ein Schläfchen.

Da saßen nun Friedel Sorbagen und Hans Budenbach unten im Salon, und der Artillerist sprach von seinen Pferden und Friedel hörte zu und berichtete, sie gingen um vier Uhr mit der Mama zum See zur Frau v. Melletin.

„Ah, deshalb das weiße Kleid!“ lachte der Artillerist und blies den Rauch seiner Zigarette in die Luft, „du Schwindlerin, deiner Mutter und mir gegenüber tatest du, als ob uns diese Aufmerksamkeit gogolten hätte. Aber das Kleid steht dir sehr hübsch“, schloß er anerkennend.

In Friedels Augen brannten unzählige Fragen, die zuckten hinüber zu dem schlanken Reitersmann, doch Hans Budenbach verstand keine einzige zu deuten, und Friedel fühlte, wie sie eifrig und zurückhaltend ward unter seiner Kühle. Sie nahm sich eine Zigarette und entzündete sie. So lehnte ihre schmale weiße Figur in dem mattgrünen Sessel, die Knie hatte Friedel übereinandergeschlagen und der zurückfallende Kleiderrock ließ die Goldkläferschuhe mit den mächtigen Kofetten und ein Stückchen des goldbraunen Strumpfes sehen.

„Nadylife“ sieht sie aus, konstatierte Budenbach wohlgefällig, aber man traut sich nicht recht an sie heran, und vor seinem Geist trat eine andere Frau mit schnellen weichen Bewegungen, mit diskreten seidnen Frou-frou der Kleider, mit zärtlichem Schleppenrauschen und tiefen wandlungsfähigen Augen, die aleidallitia blä-

ten, aber auch in Liebe und Gah ausblitzen konnten. Augen, denen Geist und Temperament Leben gab. Magda Bergen sah er vor sich, wie er sie gestern Abend auf den Brettern des Karl-Theaters gesehen.

Die Unterhaltung schleppte sich mühsam hin und die Fragen erstarben in Friedel Sorbagens braunen Augen. (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Es gehört auch zum Leben, sich einer schweren Notwendigkeit unterziehen zu lernen und von der Hoffnung zu zehren. Gottfr. Keller.

Kriegssommer in Alt-Heidelberg.

Aus Heidelberg wird uns geschrieben: Im schimmernden Glanz der Spätsommer Sonne hat Alt-Heidelberg alljährlich frohe Festtage gefeiert. Das waren Tage voll Jubel und unbefiegbarer Burschenfröhlichkeit, wenn drüben am Ludwigsplatz das alte Kollegiengebäude geschlossen wurde und aus allen Städten und Städtchen des Reichs die „Alten Herren“ herbeiströmten, um mit der Schar der Aktivitas das Stiftungsfest ihres Korps, ihrer Burschenschaft, ihrer Landsmannschaft zu feiern. Wenn aus den Verbindungshäusern Kommerzgesang schallte, am Abend durch die Hauptstraße nach dem Karlsruher lobernde Fackeln sich schlängelten, droben vom Schloßberg die alte Ruine den strahlenden Schein der schon historisch gewordenen Schloßbeleuchtung auf den Spiegel des Neckars warf, und aus dem Tal herauf das „Alt-Heidelberg, du feine“ klang, dann freuten sich die Heidelberger. Die Zungen lächelten und jubelten, und die behäbigen Alten nickten zufrieden: „Ja, das ist Heidelbergisch“.

Run ist auch hier alles anders geworden. Still, ruhig und verträumt liegt die Neckarstadt da. „Der Sang ist verschollen, der Wein ist verrauscht“. Wie hat sich das Straßenbild verändert. Verschwunden ist das farbenfrohe Bild der bunten Mägen, verschwunden sind die schmucken Fellesehtträger. Feldgrau gibt auch hier den Ton an. Die tapferen Streiter sind zu Hunderten in den hiesigen Lazaretten untergebracht, und auf Schritt und Tritt begegnet man in den Straßen und am Ufer des Neckars den genesenden Helden, die hier von Stadt und Bürgerchaft freudig aufgenommen worden sind.

Von manchen Studentenhäusern weht statt der dreifarbenen Verbindungsfahne die weiße Fahne mit dem roten Kreuz. Im Hause der Burschenschaft „Memannia“ ist ein Lazarett untergebracht. Haus und Garten der Schwaben ist in ein Kriegernachtsheim umgewandelt, und auf dem Miesenstein, auf dem sonst die Sacoborussen ihr Heim hatten, hat das Rote Kreuz eine Auskunftsstelle über Kriegsgefangene aufgeschlagen. Und andere Verbindungshäuser, wie das der Franken und Leonenser stehen zur Aufnahme von Verwundeten bereit. Wenig erinnert mehr an die Burschenherrlichkeit. Kürzlich, da gab es in der Hauptstraße so etwas wie Sensation. Die Leute blieben stehen und schauten einem älteren Herrn nach, der über die Hauptstraße ging: ein leidhaftiger „Alter Herr“, der über der Brust das grün-weiß-schwarze Band der Westfalen trug und wahrscheinlich zu einem wichtigen Konvent eilte. Sonst haben die wenigen Studenten, die hier geblieben sind, darauf verzichtet, Couleur zu tragen, und in nichts mehr unterscheidet sich der Corpssier vom Burschschafter und Kletter-Luxen. Auch im Hörsaal und auf der Straße gibt es nicht nur keine Parteien mehr, sondern auch keine Verbindungen.

Mancher von denen, die vor einem Jahre von hier auszogen, wird seine alte Mosenstadt am Neckar nimmer sehen. „Der Sang ist verschollen“. Die Ehrentafeln, die hier in den Zeitungen veröffentlicht werden, haben schon so viele alte Semester als „gefallen“ melden müssen, die draußen den Burschenschwur der Treue besiegelt haben: „Halten will ich es auf Ehre, — stets ein treuer Wursche sein.“

Den Feldgrauen, die nach Heidelberg kommen, sucht man es so schön und gut zu machen, daß auch sie etwas vom Zauber Alt-Heidelbergs, vom genius loci, verspüren. Im Stadtpark hat die Stadt mit dem Roten Kreuz sogar eine richtige Brunnenkur eingerichtet. Heidelberg als Väterstadt. Verwundete, Genesende und Gesunde sitzen da in den ersten Morgenstunden bei ihrem Krug Remser oder Emser und

schließen sich dann nachher für eine Stunde einem Rundgang durch den Stadtpark an, aber gehen allein auf einsamen Weg zu ihrer Erholung. Wer von den feuchtschönen Mäusen, die jetzt draußen im Schlingengarten mit Sehnsucht nach der Neckarstadt zurückdenken, hätte das je gedacht, daß in Alt-Heidelberg einmal — Wasser Trumpf würde, ja Wasser. Und wenn erst die Thermalquellen, nach denen man eben bohrt, laufen und die Thermalquelle sprudelt, dann ist Heidelberg eine wirkliche Wädertstadt und weitehert mit ihrer badi-schen Schwester an der Loh.

Wenn man vordem vom Schloßhau auf Neckartal ge-schaut hat, da haben einem am rechten Neckarufer vom Scheffelhaus zwei Schilder gelehrt: „Schauplatz von Alt-Heidelberg“ und vom Balkon des Hauses: „Räthe — Heinz.“ Der Schauplatz ist geblieben, aber das „Räthe — Heinz“ ist verschunden, und vom Balkon wimpeln österreichische und deutsche Fahnen, die auf Schloß hinüber die Siege im Osten und Westen und auf dem Meer verkünden. Und die Karl Heinz, die sonst das Scheffelhaus bevölkert haben, sind im Krieg. Genesende Offiziere und brave bürgerliche Familien sitzen im Garten unter den Platanen.

Draußen im Feld hat man Alt-Heidelberg, nicht nur Heidelberg, sondern auch Alt-Heidelberg nicht vergessen. Vor einigen Tagen kam ja aus Frankreich die Kunde, daß wadere Kirschen im Gebirge an „die Stadt am Neckar“ aus den zer-schossenen Häusern eines Dorfes ein „Neu-Heidelberg“ ge-gründet haben. Sogar die Schloßruine und der Neckar, der da freilich ein kleiner Bach ist, fehlen nicht.



Aus der Kriegszeit.

Gefangennahme von einem russischen Offizier und 136 Russen durch einen deutschen Vizegarnmeister. Am Nach-mittag des 24. November 1914 wurde, der Vizegarnmeister Satowski aus Klein-Serutten, Kreis Ortelsburg, der 4. Eskadron Dragoner-Regiments Nr. 10 in der Gegend südlich des von der ... Garbdivision gestürzten Brzeziny von seiner Eskadron ausgesandt, um Lebensmittel aufzutreiben. Nachdem er einen verlassenen Waggewagen durchsucht hatte, ritt er auf den Ort Gellow zu, der, wie ihm mitgeteilt war — vom Regiment inzwischen besetzt sein sollte. Um eine Straßenkreuzung biegend, sah sich der Vizegarnmeister jedoch plötz-lich einer größeren Abteilung Russen gegenüber. Satowski, der der polnischen Sprache mächtig ist, verlor keinen Augen-blick die Geistesgegenwart, sondern sprang auf die Russen zu und schrie sie an, er habe ihnen den Befehl seines Regi-mentskommandeurs zu überbringen, sonst würde alles zu-sammengeschossen werden. Nach einigem Hören streckten 1 Offizier und 136 Mann vor dem einzeln mutigen deutschen Reiter die Waffen, und ein von ihnen gefangener genommener deutscher Infanterist wurde dadurch wieder frei. Diesen bewaffnete Satowski nun mit einem russischen Gewehr und entsprechenden Patronen, ordnete die Russen in Marsch-kolonnen und führte sie, selbst vorwärts reitend, mit dem In-fanteristen durch die von versprengten russischen Abteilungen unsicher gemachte Gegend drei Kilometer weit bis zu seiner Kavalleriedivision. Der Stab dieser Division hatte auf dem Wege nach Brzeziny gerade Wilkowice erreicht, als während der Befehlsausgabe, der Vizegarnmeister Satowski eintrat und dem Divisionskommandeur meldet: „Soeben einen Offi-zier, 136 Mann gefangen und richtig abgeliefert.“ „Was?“, war die erstaunte Frage. Es klang zu wenig glaubhaft. Nachdem aber Satowski sein Erlebnis geschildert hatte, wurde er von allen Seiten zu seiner tapferen Tat beglückwünscht. Das Eiserne Kreuz war der wohlverdiente Lohn des ent-schlossenen Vizegarnmeisters.

Eine Kriegserinnerung an Alex. Witowski. Der eiserne deutsche Ring, der sich jetzt um Alex. Witowski schließt, er-innert daran, daß hier schon einmal, vor 120 Jahren, um die Befreiung Polens vom russischen Joch erstritten gekämpft wurde. Damals herrschte als Zarin aller Russen Katha-rina II., die in ihren späten Lebensjahren ganz unter dem Einfluß von Platon Zubow und anderen Günstlingen aus aristokratischer Fürstentumme stand. Der Nationalheld Polens, Kosciuszko, hatte nun sein Volk in den verzweiflungskampf gegen die damals übermächtigen kati-

asiatischen Horden geführt. Die Begeisterung der Polen war ungeheuer: im Lager Kosziuszkos sah die durch ihre Memoiren bekannte Gräfin Potocka, schöne Damen mit den schief-schenden polnischen Rüben auf dem schwarzen Besod Karcon schreiben, die mit Erde für die Verschauung gefüllt waren.“ Sie „bereidete sie“, und ihr „Kinderherz schlug hoch bei den Nachrichten von unseren Siegen“. Aber das sollten alles Eintagsfliegen bleiben. Als der Herbst kam, wurde die Kaiserin von der drohenden Türkengefahr in Südrussland, der unheim-lichen Erbchaft des dämonischen Potemkin, befreit und konnte nur ihrem besten Feldherrn, dem berühmten Suwarow, Befehl geben, sich mit seinen Armeekorps gegen Warschau, den Mittelpunkt der Insurrektion, zu wenden. Zwischen Alex. Witowski (zu deutsch: litauisch Brest), das später um die Mitte des 19. Jahrhunderts bei Anlage der gewaltigen Festungswerke an derselben Stelle völlig neu aufgebaut wurde, und Kobryn, bei dem Dorfe Krupitsch oder Krupitz, kam es am 18. und 19. September zu einer Schlacht, die eigentlich über das Schicksal der Revolution schon entschied. Auf polnischer Seite kommandierte Sikorski, dessen persönliche Tapferkeit leider erfolglos blieb, gegen die überlegene Strategie Suwarows. Am Abend des 18. waren die polnischen Truppen trotz heldenhafter Gegenwehr nach Brest-Witowski zurückgedrängt; die Russen folgten über den Bug und vernichteten den Rest der Armee am 19. September. Die Polen hatten sich wie immer tapfer geschlagen, aber ihre ganze Artillerie war verloren, und der Weg nach Warschau stand den Russen offen. Heute klingt der Falschton der Welt-geschichte anders, und der Fall von Brest-Witowski mag eine späte Vergeltung für die Greuel sein, die die Russen hier vor vier Menschenaltern an den Kämpfern für ein freies Polen verübten.

Der „Donon“ als Wundermittel. Es gibt, wie der „Figaro“ erzählt, neben der Branconne, die heute in Frank-reich beinahe so populär sein soll wie die Parfäilasse, noch ein weniger bekanntes heiliges Nationalheil, das einstmal eine entscheidende Rolle in einer Schlacht gespielt haben soll: den Donon. Er ist im Hennegau entfloren, und die Belgier saugen ihn bei allen ihren Feinden. Im Jahre 1794 im italieni-schen Feldzug bildete ein Bataillon eines französischen Regi-ments, das fast ausschließlich aus dem Hennegau zusammen-gekommen war, den Vortrab. Mählich sah es sich vom Feinde umringt und glaubte, sich ergeben zu müssen, als ein junger Quecksilberbläser (dantals gab es Quecksilber statt Trom-peten) anhub, den „Donon“ zu spielen. Die wohlbekannte Weise elektrifizierte die Belgier. Jeder einzelne wurde zum Helden. Ohne das Kommando ihres Weichselhähers abzu-warten, machten sie eine Wendung, und mit aufgeschlagenem Bajonett griffen sie den Feind mit solcher Wut an, daß dieser die Waffen lassend entflo. Dann fähten sich die Belgier an den Händen und tanzten den „Donon“.

Die englischen Quacksalber im Kriege. Die Quacksalber machen jetzt in England ein besseres Geschäft als je, und zwar sind es zum großen Teil verwundete Soldaten, die ihnen zum Opfer fallen. Die Zeitungen wimmeln von Anpreisun-gen fragwürdiger Heilmittel, und die Gefahren, die da-durch entstehen, nehmen solchen Umfang an, daß von ver-schiedenen Seiten ein strenges Gesetz gegen Quacksalber ge-fordert wird. Die in London erscheinende „Electrical Review“ tritt besonders energisch gegen diese medizinischen Schwindler und Ausfänger auf und betont, wie großer Unfug gerade mit „elektro-medizinischen Heilmitteln“ getrieben werde. Darüber hinaus aber sind die allgemeinen Bemerkungen des Auffahes interessant. „Man vergegenwärtige sich einige wenige der be-sonderen Bedingungen, die gegenwärtig eine Hochblüte des ärztlichen Schwindlertums begünstigen“, heißt es da, „und man wird einsehen, daß die Sache um so schlimmer werden muß, je länger der Krieg dauert. Die Zahl der zurückge-kehrten verwundeten britischen Soldaten ist jetzt schon eine sechsstellige, und viele von ihnen haben keinen Anspruch auf militärärztliche Behandlung. Hunderttausende von Män-nern und Frauen sind um ihre Angehörigen an der Front be-sorgt und kaufen wahllos alle möglichen Mittel, von denen sie sich etwas Gutes für die Ihren versprechen und die häufig geradezu schädlich sind. Die Zahl der Ärzte ist zusammenge-schrumpft, und die, die noch zu Hause sind, sind mit Arbeit überlastet. In den Lazaretten können nur die eiligsten und schwerigsten Fälle behandelt werden, denn die Krankenhäuser sind überfüllt und in erster Linie der Heilung von Soldaten gewidmet. All dies schafft einen günstigen Boden für das

unheilvolle Wirken der Quacksalber. Dazu kommt noch, daß die arbeitenden Massen mehr Geld in den Händen haben als gewöhnlich und nur allzu bereit sind, es auszugeben. Sie fallen daher in ihrem Leichtsinne und ihrer Leichtgläubigkeit auf die tollsten Auswüchse des Kurwuschertums herein. Es ist erschreckend, welche Ausdehnung die Quacksalberei gewonnen hat, welche verwerflicher Methoden sie sich bedient und wie schwer sie die Volksgesundheit schädigt. Die Pillen und Tranklein, die hier unter den wunderbarlichsten Namen und den überschwänglichsten Verheißungen angeboten werden, sind unzählbar; mit ihnen wetteifert die Empfehlung elektrotherapeutischer Methoden, die in den Händen Unkundiger höchst bedenkliche Wirkungen hervorrufen.

„Nix als Granaten, min Jung!“ Eine schier unversegbare Quelle köstlicher Heiterkeit bildet für unsere im Felde stehenden und aus Truppen aller Reichsgebiete zusammengepackten Heere das Babel der dialektischen Verschiedenheiten. Hart im Raume stoßen sich da die Mundarten, und es ist z. B. keine Kleinigkeit, so sich etwa ein wackechter Oberbayer die Aufgabe stellt, mit einem nicht minder bodenständigen Sohne der gegangenen Fluren Winterpommerns eine Unterhaltung in Fluß zu bringen. Das Auseinander-Angewiesensein aber führt oft genug auch ohne krampfhaftes Annäherungsversuche allzu großer Extreme des Jüngenschlages zu den droßigsten Verkommnissen. So dürfte die hübsche Geschichte von jenen beiden Sachen nicht allgemein bekannt geworden sein, die in Frankreich von ihrem Truppenteile abkamen und in einem Etappenort sich mit der Witte an einen Kameraden wandten, ihnen doch den Weg nach — Genoa zu zeigen. Sie mußten nämlich nach Quenois, dem in der Nähe befindlichen französischen Orte, dessen Name der sächsische Mund nur ein wenig verbildet hatte. Aber auch in den heimatischen Gefilden fehlt es nicht an ähnlichen Geschehnissen in dieser merkwürdigen Zeit. So berichtet man uns aus Ostfriesland, daß dort jüngst ein biederer Fischer vom Watt mit seinem Fang hereinkam und, von einem Küsten-Wachposten angerufen, nach dem Inhalt seines Tragkorbes befragt wurde. „Nix als Granaten, min Jung!“, ruft der Offizier in Treuerzucht zurück und will seinen Weg fortsetzen. Indes: das Wort „Granaten“ hören und dem verblüfften Fischer seine Last abnehmen ist für den Wachposten eins, und erst seine persönliche Inaugenscheinnahme des Korbinhaltes überzeugt den Soldaten von dessen Harmlosigkeit. Was er erblickt, sind nämlich nichts als jene kleinen grauen Krustentiere, denen die Leute von der Waterkant einen so mordgefährlichen Namen gegeben haben und die ihm, dem Binnenländer, bisher nur unter der Bezeichnung „Krabben“ bekannt waren.

New York zur Kriegszeit. Eine Engländerin, die in den letzten Monaten die Vereinigten Staaten bereiste, veröffentlicht in den „Daily News“ eine interessante Schilderung des New Yorker Lebens während des Weltkriegs: „Außerlich scheint mir New York nur wenig vom Kriege berührt zu sein. Außerordentlich stark wirkt der Gegensatz zwischen dieser Vollstadt und London — dem London von heute mit seinen überall auftauchenden Gruppen von jungen Leuten in Uniform, mit den verwundeten Soldaten, in deren Augen sich noch Bilder des Schreckens zu spiegeln scheinen, mit der Dunkelheit, den vor den Zeppelinen verhüllten Nächten und mit der jetzt außerstandenen Entwicklung des geistigen Lebens, das sich mit anderen Dingen beschäftigt als dem Aufhüpfen von Geld und der rein materiellen Vorsorge für den nächsten Tag. Am Abend meiner Ankunft in New York erschien mir der Broadway wie ein Pfad durch Geld abgestumpfter Seelen. Der Inhalt der zahllosen Lichtreklamen betonte diese Atmosphäre des geistigen Todes. Jeder Satz, der von Vorübergehenden ausgesprochen wurde, enthielt das Wort „Dollar“. Es ist unglaublich, wie oft man dieses Wort hier an einem einzigen Tage zu hören bekommt. Der größte Krieg, den die Welt jemals sah — hier in New York erscheint er weit, weit entfernt und ganz unwirklich wie etwas, das auf einem anderen Planeten vor sich geht. Und es gibt ja auch nichts, was den Leuten hier die Schlachtfelder Europas lebendig vor Augen zu bringen vermöchte. Die Zeitungen bringen die Kriegereignisse in rein geschäftsmäßiger Darstellung. Volksgeschichte — wie die Einrichtung des Pelzeilentrants Weder und die Freilassung des Mörders Thom — erregen weit mehr Interesse als die Nachrichten von einer Schlacht oder dem Untergang eines Schiffes. Das Interesse der New Yorker an kriminellen Sensationen ist durch den Krieg nicht verrin-

gert worden. Allerdings haben die meisten großen Buchläden besondere Schaufenster mit englischer, französischer und deutscher Kriegsliteratur eingerichtet — und diese Bücher werden auch von ernsthaften Leuten gelesen. Aber im Grunde hört man doch überall von den Leuten auf der Straße, daß sie „genag vom Krieg haben“; sie wünschen alle, daß die Kriegsführenden „Schluß machen“. Ich habe vielen Straßenrednern zugehört, die von zahllosen Rekrutierungen umdrängt waren. Keiner all dieser öffentlichen Redner beschäftigte sich mit dem Thema des Krieges. Mitteilungen über Modesteller und Abhandlungen über Bibelstellen schienen ihnen weitaus wichtiger zu sein. Überall sind Suffragetten an der Arbeit, um die Begeisterung des Publikums vor den für den 2. November angesetzten Wahlen aufzustacheln. Ihre Methoden sind oft äußerst seltsam. So erlebte ich in einer großen Freiluft-Versammlung, wie ein Preis von zwei Hühnern für dasjenige Mitglied der Versammlung ausgesetzt wurde, das am besten die Wahlberechtigung der Frauen darzulegen wußte. Und die Menge hat ihre Freude daran, denn sie kommt nicht, um Belehrung anzunehmen, sondern um sich nach Möglichkeit zu unterhalten. Die Suffragetten spielen in ihren Reden öfters auf den Krieg an, doch nur, um ihre persönliche Sache besser zu begründen. Sie sagen: „Eine Regierung, die den Frauen gegenüber ebenso verantwortlich ist wie den Männern, würde es sich viel gründlicher überlegen, ohne zwingendste Notwendigkeit einen Krieg zu beginnen. Darum laßt die Wähler wählen!“ In den Schaufenstern der Läden erblickt man nichts, was an den Krieg zu gemahnen vermag. Die Zahl der im Handel erhältlichen Postkarten von Generälen und anderen bekannten Militärs ist verschwindend klein. Die Frauen tragen dem Kriege immerhin durch größere Sparsamkeit Rechnung. Wie ein Kaufmann mir mitteilte, werden zwar ebenso viel Kleider wie früher gekauft, aber zu billigeren Preisen. Doch auch diese Bewegung gleicht mehr einer Art Vorsicht, als wirklich durch den Krieg bedingener ernsthafter Sparsamkeit. Die Ansichten über die Frage, ob die Vereinigten Staaten noch in den Krieg hineingezogen werden könnten, sind so geteilt, daß sich in diesem Punkte keine bestimmte Stimmung herausfinden läßt. Man erzählte mir hier mehr als einmal von der großen Anzahl junger Leute aus England, die während des Krieges nach Amerika gekommen sind und hier als Studenten oder Angestellte leben. Der Krieg scheint die Deutschamerikaner geschäftlich kaum geschädigt zu haben. Und man kann nicht zweifeln, daß die meisten ihrem einstigen Vaterland treu geblieben sind. Man frage den deutschen Kellner im „Hofbräu-Haus“, wie der Krieg enden werde; sofort antwortet er: „England wird geschlagen — es ist bereits schwer geschlagen!“ Und so ist es fast bei allen Deutschen.

Seidene Überjäckchen als vervollständigendes Kleidungsstück weicher Gewänder gedacht, haben mehr und mehr Aussicht auf recht begeisterte Aufnahme durch die Frauenwelt. Meist kurz gehalten und boleroartig in der Taille abschließend, sind sie fast durchweg weit und plodig in der Form. Die in langen Schärpenenden auslaufenden Vordertheile hängen sich an einigen Formen über der Brust und werden dann im Rücken einfach verschlungen. Andere fikt blutig über einem kleineren Westeneinsatz geöffnet, der, aus heller Seide gefertigt, mit runden oder eiförmigen Maschen, mit weinigen bunten Effekten gemustert, geschlossen wird. Der ausnahmslos lange Ärmel ist mächtig weit und öffnet sich über der Hand mit faltiger Krause, die am Handgelenk mit schmalem Seiden- oder Samtband und Schleißen oder Schnalle gehalten wird. Stroh- oder Strohblechtragen mit kleinerem Ausschnitt bilden das sehr reichsamme Halsabschluß. An Formen für ältere Damen, neben Schwarz auch in Dunkelgrau, -brun und -blau gehalten, sind dem etwa handbreiten Gürtel vereinzelt auch kleine Schößchen angefügt, die allerdings fröhlich festlich nur bis zur Hüfte reichen und mit hübschem Hobbaum verziert sind. Die Überjäckchen für die junge Frauenwelt zeigen sich dagegen in allen gegenwärtig modernen Farben, unter denen ein feines Sandgelb obenan steht. Der gute Geschmack wird darunter jedoch nur seine diskrete Töne wählen, auch alle großgemusterten Stoffe ablehnen, aus denen vereinzelt, wenig ansprechende Muster gefertigt sind. Der Gegensatz zu dem darunter getragenen weißen Kleid, der bei einfarbigen, bunten Jäckchen so harmonisch wirkt, würde andernfalls gar zu leicht in das Gegenteil umschlagen.